

Leseprobe aus:

Simone de Beauvoir
Die Mandarins von Paris

(S. 7 - 10)



Simone de Beauvoir

Die Mandarins von Paris (S. 7 – 10)

Henri blickte ein letztes Mal zum Himmel hinauf: ein schwarzer Kristall. Tausend Flugzeuge, die die Stille verwüsteten – man konnte es kaum glauben; doch in seinem Kopf schwirrten mit fröhlichem Geräusch die Worte: Stillstand der Offensive, deutsche Niederlage, ich werde abreisen können. An der Ecke der Quais drehte er sich um. Es würde in den Straßen nach Öl und Orangenblüten riechen, die Leute würden schwatzend auf erleuchteten Terrassen sitzen, bei Gitarrenmusik würde er richtigen Kaffee trinken. Seine Augen, seine Hände, seine Haut hatten Hunger: wie lange hatte die Fastenzeit gedauert! Langsam stieg er durch das kahle Treppenhaus nach oben.

„Endlich!“ Paule zog ihn an sich, als sei er ihr nach langer Zeit voller Gefahren zurückgegeben. Über ihre Schulter hinweg betrachtete er den flittergeschmückten Tannenbaum, den die großen Spiegel ins Unendliche wiederholten; der Tisch war mit Tellern, Gläsern und Flaschen beladen. Mistelbüsche und Stechplamenzweige lagen aufgelöst vor einem Hocker. Er machte sich los und warf seinen Mantel auf die Couch.

„Hast du Radio gehört? Es gibt gute Nachrichten.“

„Ach! Sage es mir schnell.“ Sie hörte nie Radio, nur aus seinem Mund wollte sie die Neuigkeiten erfahren.

„Hast du nicht bemerkt, wie hell es heute Abend ist? Man spricht von tausend Flugzeugen, die hinter Rundstedt her sind.“

„Du lieber Himmel! Dann werden sie nicht wiederkommen.“

„Gab es je einen Zweifel daran, dass sie nicht wiederkommen?“

Ehrlich gesagt, ihm war jedoch dieser Gedanke auch schon durch den Kopf gegangen. Paule lächelte geheimnisvoll:

„Ich hatte meine Vorsichtsmaßnahmen schon getroffen.“

„Was für Maßnahmen?“

„Ganz hinten im Keller ist ein Verschlag. Ich bat die Concierge, ihn auszuräumen: dort hättest du dich dann versteckt.“

„Du hättest darüber nicht mit der Concierge sprechen sollen: so bringt man es nämlich dahin, dass Panik entsteht.“

Mit der linken Hand umklammerte sie die Zipfel ihres Schals, sie sah so aus, als wolle sie ihr Herz beschützen. „Sie hätten dich erschossen“, sagte sie. „Jede Nacht höre ich sie kommen: sie klopfen, ich öffne, und dann sehe ich sie.“ Regungslos, mit halb geschlossenen Augen, schien sie Stimmen zu lauschen.

„Das wird nicht geschehen“, sagte Henri heiter.

Sie öffnete die Augen und ließ ihre Hände wieder sinken: „Der Krieg ist wirklich aus?“

„Lange wird es nicht mehr dauern.“ Henri stellte den Hocker unter den dicken Balken, der die Zimmerdecke trug: „Soll ich dir helfen?“

Wenn die Dubreuihls kommen, helfen sie mir.“

„Warum so lange warten?“ Er griff nach dem Hammer. Paule legte ihre Hand auf seinen Arm:

„Wirst du nicht arbeiten?“

„Heute Abend nicht.“

„Das sagst Du jeden Abend. Schon mehr als ein Jahr ist es her, dass du nicht mehr geschrieben hast.“

„Beunruhige dich nicht, ich habe schon Lust zu schreiben.“

„Diese Zeitung nimmt dir zuviel Zeit weg; du siehst ja, wie spät du wieder nach Hause gekommen bist. Sicherlich hast du noch nichts gegessen. Hast Du keinen Hunger?“

„Jetzt nicht.“

„Bist du nicht müde?“

„Aber nein.“

Unter diesen Augen, deren Blick ihn in liebevoller Sorge verschlang, fühlte er sich wie eine zerbrechliche, gefährdete Kostbarkeit: das war es, was ihn so ermüdete. Er stieg auf den Hocker und schlug einen Nagel ein, mit kurzen, behutsamen Schlägen, denn das Haus war schon alt.

„Ich kann dir sogar schon mitteilen, was ich schreiben werde: ein heiterer Roman wird es sein.“

„Was willst Du damit sagen?“ fragte Paule beunruhigt.

„Genau das, was ich sage: ich möchte einen heiteren Roman schreiben.“

Um ein Haar hätte er auf der Stelle diesen Roman erfunden. Es wäre amüsant gewesen, laut darüber nachzudenken, doch Paule heftete einen so intensiven Blick auf ihn, dass er schwieg.

„Reich mir den großen Mistelzweig.“

Vorsichtig hängte er den grünen, mit kleinen, weißen Augen übersäten Busch auf. Ja, der Krieg war aus – wenigstens für ihn. Dieser heutige Abend war wirklich ein Fest, der Frieden begann, alles fing wieder neu an: Feste, Mußestunden, Vergnügen, Reisen, vielleicht das Glück und sicherlich die Freiheit. Er befestigte jetzt die letzten Mistel- und Stechpalmenzweige, die sich mit Lamettastränen verziert am Deckenbalken entlangzogen.

„Ist's so recht?“ fragte er und stieg vom Hocker.

„Ausgezeichnet.“ Sie trat an den Weihnachtsbaum und richtete eine Kerze auf: Wenn keine Gefahr mehr besteht, willst Du nach Portugal fahren?“

„Selbstverständlich.“

„Und während dieser Reise wirst du wieder nicht arbeiten?“

„Vermutlich nicht.“

Mit zögernder Miene fingerte sie an einer der vergoldeten Christbaumkugeln herum, und schließlich sagte er dann das, was sie erwartete:

„Es betrübt mich, dass ich dich nicht mitnehmen kann.“

„Ich weiß wohl, dass du nichts dafür kannst.“ Sei nicht bekümmert: mir macht es immer weniger Spaß, in der Welt herumzulaufen. Wozu ist es denn gut?“ Sie lächelte: „Ich werde auf dich warten. Warten in Sicherheit, das ist nicht schlimm.“

Henri hätte am liebsten gelacht: Wozu ist es denn gut? – Welche Frage! Lissabon. Port Sintra. Coimbra. So schöne Namen! Nicht einmal auszusprechen brauchte er sie, um zu spüren, wie ihm die Freude bis herauf zur Kehle sprang. Es genügte schon, wenn er sich sagte: ich werde nicht mehr hier, sondern anderswo sein. Anderswo: das war ein noch schöneres Wort als die schönsten Namen.

„Willst du dich nicht umziehen?“ fragte er.

„Doch, ich gehe jetzt.“

Sie stieg die Zimmertreppe empor, und er näherte sich dem Tisch. Eigentlich hatte er Hunger, aber sobald er es zugab, wurden Paules Gesichtszüge von der Sorge verheert. Er legte ein Pastetenstück auf eine Brotschneide und biss hinein. Entschlossen sagte er sich: „Wenn ich aus Portugal zurückkomme, ziehe ich in ein Hotel.“ So angenehm ist es, abends in ein Zimmer einzutreten, in dem niemand auf einen wartet! Selbst in den Zeiten, als er in Paule verliebt war, hatte er immer darauf gehalten, seine eigenen vier Wände für sich allein zu haben. Aber in der Zeit von 39 bis 40 war es so, dass Paule jeden Abend tot auf seinen grauenhaft verstümmelten Körper sank: wenn er ihr dann zurückgegeben worden war, wie konnte er es dann wagen, ihr das geringste zu verweigern? Zudem machte die Sperrstunde diese Verbindung der Umstände bequem. „Du kannst jederzeit fortgehen“, sagte sie. Bis jetzt hatte er das noch nicht gekonnt. Er nahm die Flasche und drückte den Korkenzieher in den knirschenden Kork. In einem Monat würde Paule sich daran gewöhnt haben, ohne ihn auszukommen. Und wenn sie sich nicht daran gewöhnte, um so schlimmer. Frankreich war kein Gefängnis mehr, die Grenzen öffneten sich, das Leben brauchte kein Gefängnis mehr zu sein. Vier Jahre Austerität: Vier Jahre lang sich nur um die anderen kümmern: das ist viel, das

ist zuviel. Es war Zeit, dass er sich ein bisschen um sich selbst kümmerte. Und dazu musste er allein sein, und frei. Leicht war es nicht, sich nach vier Jahren wieder zu finden; es gab da eine Menge Dinge, die er zu klären hatte. Welche? Nun ja, das wusste er nicht genau, aber dort, draußen wo er in den ölduftenden Gässchen umherwandern würde, könnte er sie zu ergründen versuchen. Wieder gab es seinem Herzen einen Stoß: Der Himmel wird blau sein, Wäsche wird vor den Fenstern flattern. Mit den Händen in den Taschen würde er als Tourist unter Leuten umherwandern, die nicht seine Sprache redeten, deren Sorgen ihn nichts angingen. Er würde einfach so dahinleben und spüren, dass er lebte. – Vielleicht genügte dies, um sich über alles klarzuwerden.